



Lear und die Narren

Shakespeares „König Lear“ in Bremen und Hamburg.

Bremen spielt mit. Denn es ist zwar letztlich bloß eine kleine Rattenfängerei, eher ein Gag als ein Gedanke, mit dem Karin Henkel das Publikum überfällt: Kaum hat die Vorstellung begonnen, genießen die ersten drei Reihen einen höchst speziellen Extra-Service – vom Schauspieler Torsten Ranft mit unwiderstehlichem Schlepper-Charme auf die Bühne gekobert, nehmen sie dort als Entourage des gerade abservierten Königs Platz. Später am Abend, speziell in der großen Rundum-Schlächtereier des Finales, ist verblüffend viel Emotion im Hause zu spüren, jeder Mord erzeugt Erschrecken, jeder Tod ein Seufzen im Saal. Das mag auch damit zu tun haben, dass die Bremer Kundenschaft sich an diesem langen Abend ungewöhnlich Ernst genommen fühlt.

Künstlich cool ist dieser „König Lear“ jedenfalls in keinem Augenblick. Im Gegenteil: Henkels Ensemble fügt sich eine Weile eher zu gefühlig in den modisch-medialen Motiv-Mix vom „Methusalem-Komplott“. „Wer nimmt Opa?“ titelte prompt ein lokales Blatt. Diesem Irrtum über den Kern des Stückes leistet die Aufführung lange Vorschub. Lears Königreich scheint eher ein Firmen-Imperium zu sein; und die Familienbande scheint sich zum 70. Geburtstag bei ihm eingefunden zu haben. Im schönen alten Kofferradio lauscht der Chef verträumt 70er-Jahre-Schlagern hinterher; und wenn ihn die Marotte befällt, das Erbe nach dem Ausmaß der Tochterliebe verteilen zu wollen, nimmt ihn schon niemand ernst.

Der Sturz aus dem Alltag in den Wahnsinn beginnt gleich nach diesem beiläufigen Beginn – den Wutausbruch, mit dem der Alte die seinerseits geliebteste Tochter erbt und auch noch den treuen Weggefährten Kent des Landes verweist, weiß niemand zu deuten. Zumal mit Detlev Greisner ein Lear am selbstzerstörerischen Werk ist, der weit weg ist vom Greisenwahn: Ohne alles wirre Gepolter ist Greisners Wandlung nach der stürmischen Nacht auf der Heide von einer bewussten Entscheidung kaum zu unterscheiden. Nach dem Unwetter, hier nach der Pause, ist die Entscheidung gefallen. Vom Aus- und Abstieg des Industrie-Magnaten will Karin Henkel nun möglichst schnell hin zur zeitlosen Apokalypse. Die finsternen Erben samt bösem Bastard Edmund (der Publikumsverführer vom Beginn) ähneln eher einer mafiösen Sippe; der einzige bei klarem Verstand ist der vertriebene Kent. Sehr starke Besetzungen im rundum starken Ensemble, eben auch bei Raiko Küster in der Rolle des hoffnungslosen Helfers, der am Ende das blöde Spiel der Machtverteilung beinahe von vorn beginnen lässt. Sie alles können sich sehen lassen: Ranft und Fritz Fenne als ungleiche Brüder mit Sebastian Dominik als bravem alten Gloster, Dirk Audehm und Hermann Book mit den rasend scharfen Lear-Töchtern Katrin Heller und Gabriela Maria Schmeide an der Seite, Verena Güntner als zuerst so lebenslustige und zum Ende hin ganz ratlose Cordelia.

Einer fehlt: der Narr. Henkel und die Dramaturgin Sonja Bachmann haben zwar nicht auf all seinen Text, aber auf das prinzipiell närrische Gegenbild

zum närrischen Lear verzichtet. Hier zeigt sich am deutlichsten der Unterschied zu Andreas Kriegenburgs Hamburger Fassung. Er verdoppelt den Narren-Part und lässt Peter Moltzen und Natali Seelig eine armselig-unkomische Clownsnummer zelebrieren. Hamburgs „King Lear“ kommt auch ganz ohne aktuelle Ambitionen aus – zu Gunsten einer Passion des Theaters selbst. Da wird der Bühnenvorhang komplett zum Königsmantel, darin der kleine Kopf mit viel zu großer Krone aus vergoldetem Papier – ein starkes Bild. Kaum je erreicht der Abend danach wieder diese Kraft; bestenfalls im Sturmgewitterbild, mit Markwart Müller-Elmau in der Titelpartie auf einer riesigen japanischen Koto-Trommel sitzend. Der Rest bleibt ziemlich zäh, durchsetzt von intelligenten Miniaturen. Wie in Bremen setzen auch hier die bösen Töchter, Sandra Flubacher und Judith Hofmann, die stärksten Akzente, doch bewegen sie sich nicht im engeren Sinne im zeitgenössischen Generationenkonflikt. Im Verspielten wachsen die meisten Energien, bei Helmut Moshammers Kent etwa. Hans Löws böser Edmund ist blanke Spiellust voller Geilheit und Gier. Mit Tino Mewes steht ihm ein zitterndes Etwas von Edgar gegenüber.

Merkwürdig mühselig schleppt sich dieser „Lear“ voran; zwischen Tristesse und verzweifelter Späßen findet die Aufführung kein taugliches Tempo und Maß. Karin Henkel ist zwar an diesen Punkt gelangt: allerdings um den Preis gelegentlicher Effekthascherei. Beide Teams mühen sich am Achttausender ab. Der Gipfelsturm jedoch steht noch aus.

MICHAEL LAAGES

Shakespeare-Kontraste:

1 | Sandra Flubacher, Paula Dombrowski, Helmut Mooshammer, Markwart Müller-Elmau, Jörg Pose und Judith Hofmann in Andreas Kriegenburgs „Lear“-Inszenierung am Thalia Theater Hamburg.

2 | Szene aus Karin Henkels Inszenierung am Bremer Theater in der Ausstattung von Henrike Engel mit Sebastian Dominik (Gloster), Detlev Greisner (Lear) Fritz Fenne (Edgar).